

LEITARTIKEL

# Anrollende Schockwelle

Wer das Virus immer noch nicht so ernst nimmt, sollte sich in die hineinversetzen, die leiden

Man muss die Corona-Pandemie nicht dramatisieren, das Drama der Neuinfektionen und Sterbefälle ist groß genug. Mögen die Zahlen wegen der zurückliegenden Feiertage die Entwicklung noch nicht verlässlich wiedergeben – Fakt ist, dass sich täglich weiter Zehntausende infizieren und viele Menschen sterben. Nicht nur Ärzte, auch Krematorien melden inzwischen Überlastung an. Besserung ist nicht in Sicht. Im Gegenteil. Das mutierte Virus verbreitet sich offensichtlich auch in Deutschland.



KRISTINA DUNZ  
ksta-politik@  
dumont.de

Wird die Krise jetzt nicht eingedämmt, kann die Vielzahl der Einzelschicksale zur Traumatisierung einer ganzen Gesellschaft führen. Rodeln in der Menschenmenge auf den Bergen, schnelle Schulöffnungen in den Ländern oder ein gemeinsames Ausbremsen der Kontaktbeschränkungen sehen allerdings nicht nach dem nötigen Wettlauf gegen die Zeit aus.

Bei allen Fehlern, die die Politik bei der Corona-Bekämpfung, der Impfstoffbestellung oder der Impfstrategie aus Unwissenheit oder Unüberlegtheit macht – zaubern kann sie nicht. Es kommt auch auf jeden Einzelnen an. In den Behörden, den Gesundheitsämtern, den Bürgerämtern, in den Schulen, in Kliniken, Bussen und Bahnen und Zuhause. Es wird noch einige Monate dauern, bis in Deutschland so viele Menschen geimpft sind, dass es zur sogenannten Herdenimmunität kommt. Das mag sich lang anhören, ist aber angesichts bisheriger jahrelanger Impfstoffentwicklungen sensationell kurz. Und was sind wenige Monate gegen eine Corona-Erkrankung, die mitunter jahrelange Nachwirkungen haben wird.

Wer es immer noch nicht so ernst nimmt, sollte sich in die Familien hineinversetzen, die in Aufruhr sind, weil das Virus bei ihnen zugeschlagen hat. Sie wissen noch nicht, welchen Schaden sie davontragen werden. Ob bei einem schweren Verlauf der Krankheit noch ein Intensivbett frei sein wird. Oder ob sich das Virus unbemerkt an ein Organ setzen und erst später Unheil anrichten wird. Oder wie es sich anfühlt, das eigene Kind mit einer Behinderung in der Betreuungseinrichtung nicht mehr wie selbstverständlich besuchen zu können und es verstört zurücklassen zu müssen. Wie es ist, einen geliebten Menschen für immer zu verlieren – und seine Hand beim Sterben nicht mehr halten zu dürfen, weil der Schutz anderer vorgeht.

„Es kommt auch auf jeden Einzelnen an

Bisher hat diese Gesellschaft nur Erfahrungen damit gemacht, dass Krankenkassen bestimmte Leistungen bedauerlicherweise nicht bezahlen oder Arzttermine schwer zu bekommen sind. Schon das führt zu großer Irritation in einem Land, dessen Gesundheitssystem gut funktioniert. Was wir aber noch nicht kennen: Dass Kranke gar nicht mehr behandelt werden, weil es keinen Platz mehr auf der Intensivstation oder kein Personal dafür gibt. Wenn es dazu kommt, werden die Schockwellen größer sein als alle Einschränkungen, die das verhindern sollen.

Schließlich begünstigt Corona auch den Rückzug in private Eigenwelten und eine zunehmende Blickverengung. Die globale oder auch nur nationale Perspektive weicht nicht nur beim Konflikt um die Impfdosen einem regionalen Fokus und dem Eigeninteresse.

KOMMENTAR

## Es bleibt an den Eltern hängen

Notbetreuung in Schulen ohne Konzept

Von Montag an sollen möglichst alle Schülerinnen und Schüler zu Hause bleiben, um der weiteren Verbreitung des Coronavirus keine Chance zu bieten.



FRANK OLBERT  
frank.olbert@  
dumont.de

den. Den Schulerfolg der Kinder sicherzustellen – diese Aufgabe obliegt wieder einmal den Eltern. Und zwar Eltern, die etwa durch die Belastung im Job ohnehin unter Druck stehen, denn warum sollten sie sonst Betreuung in Anspruch nehmen? Man muss ernüchert feststellen, dass sich auch daran im Vergleich zum ersten Lockdown nichts geändert hat, und man fragt sich, womit die Politik und manche Expertenrunde seither ihre Zeit verbracht haben.

Zweifelloso stellt der Präsenzunterricht das Nonplusultra eines gelingenden Lernens dar. Aber wenn Unterricht in der Schule nicht möglich ist, darf die Alternative doch nicht in hektischer Improvisation bestehen. Die dann auch noch an Eltern hängenbleibt, deren Nerven ohnehin schon blank liegen.

Aber es gibt Ausnahmen, und für diese soll eine Notbetreuung bereitstehen, die nach den Worten von NRW-Schulministerin Yvonne Gebauer in der Verantwortung „sonstigen schulischen Personals“ liegt. Keine Sorge, Ihre Kinder werden sicher nicht dem Hausmeister zur Hand gehen müssen – dieses „sonstige Personal“ wird pädagogisch geschult sein, und wenn es an Sozialarbeitern und anderen Fachkräften fehlt, werden auch Lehrkräfte zur Betreuung herangezogen. Bloß Unterricht werden sie nicht erteilen, und es ist fraglich, ob wenigstens die Hausaufgaben in der Schule erledigt wer-



Heiko Sakurai

DEUTSCHE ZUSTÄNDE

## Ichsucht oder Wir-Gefühl

Auch in der Zeit nach Corona bleibt der Gemeinsinn eine Herausforderung – Fünf Schneisen können den Zugang neu eröffnen

Mit dem Wort Virus ist zumindest klanglich ein Wir-Versprechen (Wir/us) verbunden, das sich zu Beginn der Pandemie auch einlöste. Die Menschen erlebten Corona als ein gemeinsames Schicksal. Die Bereitschaft war anfangs groß, sich dem Virus im kollektiven Schulterchluss und Verzicht entgegenzustellen. Aber mit dem ersten Lockdown im Frühjahr 2020 bröckelte diese Solidarität bereits wieder. Zweifel wurden wach, ob die Maßnahmen nicht übertrieben oder doch zu lasch seien. Für den besser alimentierten Teil der Bevölkerung war der Lockdown eine Chance zur Entschleunigung, während der andere Teil von existenziellen Sorgen geplagt war oder zuhause unter räumlicher Enge litt.



STEPHAN GRÜNEWALD  
ist Geschäftsführer des Kölner „rheingold“-Instituts. Er schreibt aus psychologischer Sicht über gesellschaftlich relevante Themen

Zudem unterminiert die Maskenpflicht das Wir-Gefühl, weil sie beim Gegenüber eher Befremden als Vertrauen auslöst. Die Maske verdeckt das soziale Mienenspiel und gemahnt beim Gegenüber eher an Bankräuber oder bisshige Hunde als an fürsorgliche Mitmenschen. Selbst beim Begrüßungsritual werden wir derzeit zu einer Ellenbogen-Gesellschaft. Die sozialen Distanzgebote machen aus der Kultur der Nächstenliebe eine Kultur der (digitalen) Fernbeziehung.

Schließlich begünstigt Corona auch den Rückzug in private Eigenwelten und eine zunehmende Blickverengung. Die globale oder auch nur nationale Perspektive weicht nicht nur beim Konflikt um die Impfdosen einem regionalen Fokus und dem Eigeninteresse.

Corona ist allerdings nicht die Mutter aller Wir-Probleme, sondern hat Gemeinschaftsdefizite verstärkt, die bereits vorher da waren. Das zeigt der Blick auf drei wichtige Keimzellen des Wir-Gefühls: die Familie, die Arbeit und die Medien. Vor allem die klassische Familie ist seit langem brüchig. Wir leben heute in einer Patchwork-Welt, die oft geprägt ist durch die Angst der Kinder, dass auch die eigene Familie als Grundform des Wir jederzeit auseinanderbrechen

„Das Urvertrauen in einen bergenden Zusammenhalt ist oft lädiert

chen könnte. Das Urvertrauen in einen bergenden Zusammenhalt ist oft lädiert. Mediale Bindungsangebote versprechen daher häufig mehr Sicherheit und Verfügbarkeit als Liebesbeziehungen.

Ähnlich ist es in der Arbeitswelt. Im Idealfall schafft sie soziale Nähe im Kollegenkreis und gemeinsame Ziele. Aber wenn nur noch Quartalszahlen zählen und Mitarbeitende als Kostenfaktoren behandelt werden, die jederzeit outgesourct werden können, schwinden Vertrauen und Wir-Gefühl. Jeder rettet sich, wie er kann. Das Homeoffice verschärft zudem die

Vereinzelung, da der persönliche Freiheitsgewinn den Gemeinschaftsverlust in Kauf nimmt.

Die Medien schließlich sorgten früher für eine kollektive Taktung und eine gemeinsame Blickrichtung. Vor allem das Fernsehen schaffte so eine Art Lagerfeuer-Effekt. Im Internet wird aus dem Gemeinschaftsraum oft ein Selbstbespiegelungsraum, in dem sich Nutzerinnen und Nutzer narzisstisch um die eigenen Interessen oder Leidenschaften drehen und allenfalls Echokammern von Gleichgesinnten entstehen.

„Ein erweitertes »Inzest-Tabu« soll verhindern, dass wir nur um uns selbst kreisen

durch eröffnet er die Möglichkeit, den anderen zu verstehen, aber auch durch Kompromisse Trennendes zu überwinden.

Das Wir braucht zweitens gegenseitige Wertschätzung, sonst taugt der Streit nicht zur Befriedung, sondern führt zu Kränkung und Herabsetzung. Pauschale Abwertungen Andersdenkender stärken vielleicht das eigene Ego oder das des eigenen Sozialkreises, führen aber langfristig zu Zwietracht und Spaltung.

Das Wir wird drittens gefördert durch kollektive Ziele und Visionen. Es wäre großartig, wenn die verbindende Kraft gemeinsamer Zukunftsperspektiven und Träume nicht nur während Fußballweltmeisterschaften spürbar würde, sondern auch bei den gesellschaftlichen Herausforderungen, die wir demnächst werden meistern müssen.

Das Wir braucht viertens gemeinsame Regelwerke und Ordnungen, die den Spielraum zwischen individueller Entfaltung und Sozialverträglichkeit immer wieder neu austarieren. Die verbindende Idee der Gerechtigkeit fußt darauf, dass sich alle an Regeln halten.

Schließlich braucht das Wir ein erweitertes „Inzest-Tabu“. Es soll verhindern, dass wir nur um uns selbst kreisen oder um Themen und Menschen, die uns seelenverwandt sind. Wir sind nur gemeinschaftsfähig, wenn wir unseren engen Horizont des bereits Vertrauten und Bekannten überwinden und unsere Komforträume verlassen. Das war bereits in früheren Zeiten der Sinn der Lehr- und Wanderjahre. Die Auseinandersetzung mit dem Fremden stärkt nicht nur die eigene Ausrüstung, sondern erzieht auch zu Toleranz und Liberalität.

KOMMENTAR

## Dialektik des Wahlkampfes

Die Grünen sind dieser Tage nicht mehr wiederzuerkennen

MARKUS DECKER

Wer die Geschichte der Grünen seit ihren Anfängen begleitet, der reibt sich verwundert die Augen. Früher war die Ökopartei zunächst auf Fundamentalopposition und später auf rot-grüne Bündnisse geeicht. Heute koalieren Grüne in Ländern mit Christdemokraten, die teilweise der AfD nahestehen. Auch personalpolitisch ist der Wandel fundamental. Während sich nach der SPD nun die CDU einen Wettkampf um den Vorsitz liefert, macht die Grünen-Spitze die Kanzlerkandidatur unter sich aus. Kein Parteitag wird gefragt, nicht mal ein Vorstand. Wie in der Union soll die Entscheidung möglichst spät fallen.

Das alles ist für eine einst basisdemokratische Partei erstaunlich. Der Erfolg hat sich als maßgebliches Kriterium durchgesetzt. Was noch erstaunlicher ist: Es gibt weit und breit keinen halbwegs bedeutenden Grünen mehr, der das Prozedere infrage stellen würde. Grüne sind in ihrem Gebaren längst bürgerlicher als jene, die sie ehemals „Altparteien“ nannten. Allerdings sind umgekehrt auch Teile der Gesellschaft von grünem Denken durchdrungen. Es handelt sich gewissermaßen um einen dialektischen Prozess. Außerdem sind die Grünen jetzt 40 Jahre alt; es wäre ein Wunder und weitaus problematischer, wenn sie sich nicht verändert hätten.

Der Wahlkampf mit einer Kanzlerkandidatin oder einem Kanzlerkandidaten – Annalena Baerbock hätte als einzige Frau unter lauter männlichen Kandidaten wohl die besseren Chancen – wird die Grünen zu weiteren Anpassungen zwingen. Sie könnten gewinnen. Nur hätte das seinen Preis.

### Kölner Stadt-Anzeiger

KÖLNISCHE ZEITUNG  
Herausgeber: Prof. Alfred Neven DuMont I, Christian DuMont Schütte, Isabella Neven DuMont.  
Chefredakteur: Carsten Fiedler.  
Stellvertreter: Lutz Feilerabend, Dr. Sarah Brasack, Rudolf Kretz (Bezirk).  
Head of Digital: Martin Döwdeit.  
Leitender Redakteur: Wolfgang Wagner (Politik).  
Chefkorrespondent: Joachim Frank.  
Köln: Christian Hümmeler (Leitender Redakteur), Landeskorrespondent: Gerhard Voigt (Leitender Redakteur).  
Frankfurt (Bildung): Newsteam: Benjamin Quiring.  
NRW/Story: Detlef Schmalenberg, Wirtschaft: Thorsten Breitkopf, Sport: Christian Loefer, Kultur: Anne Burgher, Magazin: Eva Fiedler, Jenny Meysner, Reportage/Wochenende: Claudia Lehnen; Chefredakteur: Peter Berger, Karsten Fiedler; Produktion: Klaus Schröder; Regiodesk: Michael Greuel, Christine Badke. Alle verantwortlich und wohnhaft in Köln.  
Hauptstadtbüro: Eva Quadbeck (Ltg.) RND Berlin GmbH, GP: Marco Fenske.  
Auslandsvertretungen: Paris: Birgit Holzer; London: Katrin Pribly; Washington: Karl Doemens; Brüssel: Damir Fras; Madrid: Martin Dahms; Athen: Gerd Höhler; Istanbul/Nikosia: Frank Nordhausen; Johannesburg: Johannes Dieterich.  
Nachrichtengeneratoren: dpa, afp, sid, kna  
E-Mail Redaktion: ksta-redaktion@dumont.de; Fax Redaktion: 0221/224 2524.  
Verlag: M. DuMont Schauberg – Expedition der Kölnischen Zeitung GmbH & CoKG, 50590 Köln, Neven DuMont-Haus, oder Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln. Postbank Köln, IBAN: DE90 3701 0050 0000 2505 05.  
Verlagsgeschäftsführer: Carsten Groß, Karsten Hundhausen (Mediaverkauf).  
Leiter Mediaverkauf und Marketing: MVR Media-Vermarktung Rheinland GmbH; Matthias Litzenburger.  
Leiterin Vertrieb: Birgit Rollesbroich.  
Ein Unternehmen des Medienhauses DuMont Rheinland.  
Das Bezugsgehalt enthält 7 % Mehrwertsteuer. Freitags mit Prisma, TV-Magazin zur Zeitung.  
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 23 vom 1. Januar 2021 und unsere Allgemeinen und Zusätzlichen Geschäftsbedingungen. Erfüllungsort und Gerichtsstand, soweit gesetzlich zulässig, ist Köln. Für unverlangt eingesandte Manuskripte keine Gewähr.  
Druck: DuMont Druck Köln GmbH & Co. KG. Für die Herstellung des Kölner Stadt-Anzeiger wird Recycling-Papier verwendet.  
Abonnenten-Service  
Tel. 0221 / 92586420, Fax 0221 / 224-23 32  
E-Mail: abo-kundenservice.koeln@dumont.de  
Anzeigen-Service  
Tel. 0221 / 92586410, Fax 0221 / 224-24 91  
E-Mail: anzeigen.koeln@dumont.de  
Diese Zeitung wird unter Verwendung von Google-Fonts hergestellt.  
Kölner Stadt-Anzeiger online: www.ksta.de